

Kann man sich zu Tode bilden?

Jetzt, wo sich der Mensch selbst wegsperren soll, kann er lesen oder über Friedhöfe schlendern.

Hauptsache: keinen Rost ansetzen.

Von Sibel Kekilli

Ein bisschen fühle ich mich wie zurückgeworfen in meine Kindheit und Jugend. Damals, ein strenges Elternhaus, immerfort eingeschränkt in meinem Tun und Denken, isoliert vom Leben, das da draußen stattfand. Beim ersten Lockdown war alles noch irgendwie erträglicher. Vielleicht lag das auch daran, dass ich zuvor zwei Monate in Brasilien für das Frauennetzwerk Unidas unterwegs gewesen war. Während hierzulande die Toilettenpapiersuche zu einer Art Sisyphusarbeit mutierte, hatten wir in Salvador de Bahia noch darüber gelacht. Corona war weit, weit weg. Das änderte sich dann schlagartig, und ich war erst einmal froh, dass ich es überhaupt noch vor dem europaweiten Lockdown nach Hause geschafft habe.

Fremd ist mir die Isolation jetzt hingegen nicht. Als Schauspielerin bin ich ein Stück weit daran gewöhnt. Mein Beruf ist ein Auf und Ab. Man arbeitet, klar. Dann kommen aber auch Zeiten, in denen man nichts macht, wartet, weil sich Projekte erst konkretisieren – oder finanzieren – müssen, und sich notgedrungen in Geduld übt. Das sind dann Situationen, in denen ich mich selbst irgendwie beschäftigen muss.

Und trotzdem ist das hier anders. Ich habe keine Angst davor, alleine zu sein, mich zurückzuziehen. Manchmal empfinde ich das sogar als Wohltat. Aber gerade schlecht sich neben der Existenzangst immer auch jenes Gefühl ein, nicht atmen zu können. Im wahrsten Sinne des Wortes. Ich fühle mich wie in wiederkehrenden Alpträumen. Ein Leben voller Regeln und Verbote, eingeengt, körperlich wie auch mental und ja, manchmal auch einsam. Gerade wer einmal den Geschmack der Freiheit gekostet hat, merkt, dass Einschränkungen und Eingriffe ins Leben immer etwas schwieriger zu ertragen sind. Vor allem, wenn das Ziel so ungewiss ist und niemand wirklich weiß, wie sich alles entwickelt und wie wir künftig mit dem Virus werden leben müssen. Trotzdem bin ich hoffnungsfroh und zuversichtlich, dass die Freiheit bald wieder die Norm sein wird.

Bis es so weit ist, möchte ich aber keinen Rost ansetzen, nicht verdummen, indem ich den Fernseher einschalte und nutzloses Zeug ansehe. Nur, was macht man den ganzen langen Tag, wenn Projekte wegfallen, verschoben werden und man sich selbst wegsperren soll?! Ein Blick in die Nachrichtenlage macht die Sache nicht besser. Ich schwanke zwischen Wut und Lähmung. Großdemos sind erlaubt, Verschwörungspartysause, Menschen tanzen Polonaise. Auf der einen Seite. Auf der anderen sitzen nicht systemrelevante Berufe und eine ganze Kulturbranche zu Hause und müssen sich solche Bilder gefallen lassen. Und eine Klatsche für Ärzte und Pflegepersonal ist es sowieso.

Bei meinen täglichen Spaziergängen komme ich auch bei einigen Großraumbüros vorbei. Oft kein Abstand, keine Maske, dafür im Dutzend vor den Bildschirmen auf engstem Raum. Inzwischen verstehe ich auch diejenigen, die sauer und frustriert sind. Die unfreundlich werden, weil sie sich nicht anders zu helfen wissen. Ich versuche gegenzusteuern. Überall. Im Supermarkt, bei meinem Kaffee to go. Freundlich bleiben, lächeln, selbst wenn man das unter der Maske nicht sieht. Das Lockere, Einfache, Nette muss doch irgendwann auch wieder zurückkommen.

Aber natürlich fällt auch mir das manchmal schwer. Bewegung, geistig wie körperlich, bedeuten für mich Leben. Ich gehe ein, wenn ich gezwungenermaßen eingeschränkt werde. Seit März war ich bewusst in keinem Flieger mehr. Das ist sicherlich gut für meinen Carbon-Footprint, aber mein Herz leidet. Meine Welt ist kleiner ge-

worden. Ich könnte in die USA reisen, zu Freunden. Andererseits, möchte ich zwölf Stunden eingepfercht im Flugzeug sitzen? Jetzt, in dieser Situation? Und möchte ich in einem anderen Land krank werden?

Also beschränke ich mich auf meinen kleinen Mikrokosmos und versuche, mich dort in Bewegung zu setzen, um der allgemeinen Lähmung zu entkommen. Ein geregelter Tagesablauf ist für mich essenziell. Denn einfache Dinge können so schwierig sein, wenn man keine Ziele hat: also welche aufstellen. Früh aufstehen, frühstücken, Bett machen, sich adrett machen. Ich gehe viel raus an die frische Luft und entdecke meine Stadt gerade neu. Friedhöfe baue ich gerne auf meinen Strecken ein. Dann schlendere ich an den Grabsteinen vorbei und versuche, mir ein Bild vom Leben zu machen, das da jetzt unterm Grabstein seine letzte Ruhe gefunden hat. Warum so jung, warum steht ein Song auf dem Grabstein, warum manchmal nichts außer dem Namen? Auf manchen sind Fotos von den Verstorbenen. Es ist irgendwie rührend, und ich versuche, in den Gesichtern den Grund des Todes zu erkennen.

Ich entdecke auf manchen Grabsteinen Überschriften wie: Hans Müller und Frau ruhen hier. Sogar im Tod sind wir Frauen nicht gleichberechtigt, denke ich mir.

Gedankenverloren laufe ich dann wieder nach Hause. Im Moment fehlt mir das

Landleben wie bei meiner Freundin in Baden-Württemberg. Weinberge rundherum, ein Bäcker, ein Metzger, ein Tante-Emma-Laden.

Ganz viel Ruhe und noch mehr Platz. Die Großstadt engt mich ein, gerade jetzt. Wie ein Korsett fühlt sie sich an, schnürt mich ein. Tatsächlich lese ich sehr viel. Denn meine Fantasie und die Leidenschaft, mich in andere Welten und Leben hineinzuversetzen zu können, hat mir schon in meiner Kindheit und Jugend geholfen, um nicht verrückt zu werden oder die Hoffnung zu verlieren. Gerade habe ich den preisgekrönten Roman „Girl, Woman, Other“ von Bernardine Evaristo zu Ende gelesen und jetzt bin ich bei Roger Willem-

sens „Kleine Lichter“. Schon allein der Titel passt wunderbar in unser aller derzeitiges Leben, selbst wenn es um Liebe und den Tod geht. Natürlich versuche ich auch serienmäßig und filmtechnisch das nachzuholen, was ich die letzten Jahre offenbar versäumt habe. „Breaking Bad“, „Jeffrey Epstein“, „Chernobyl“, die Michael-Jordan-Doku. Aber ich habe auch entdeckt, dass auf Arte einige Klassiker ausgestrahlt werden. Leider schon um 14 Uhr. Von „Breakfast at Tiffany's“ bis „Trennung“ mit Isabelle Huppert, die Bandbreite ist groß.

Ist das reine Unterhaltung oder doch schon Bildung? Und: Kann man sich eigentlich zu Tode bilden? Ich meine, wenn man durch zu wenig Machen verdummen kann, kann man dann auch durch zu viel Bildung dafür sorgen, dass man quasi geistig verstopft? Oder wäre das nur die Ausrede für diejenigen, die nicht gerne lernen wollen? Aber mir scheint, letzten Endes dürfte es – wie so oft im Leben – der Mittelweg sein, der zum Erfolg und zum Wohlbefinden beiträgt. Letzteres gehe ich jetzt auch an, man hat ja etwas mehr Zeit im Lockdown. Und so habe ich mich entschieden, mein temporäres Gefängnis zu verschönern. Küche neu, Wände streichen, Holzboden aufarbeiten. Denn wenn meine Welt schon kleiner geworden ist, dann soll sie zumindest schön und gemütlich sein. Das bleibt nämlich in jedem Falle.

Sibel Kekilli ist Schauspielerin. Bekannt wurde sie mit Fatih Akins Film „Gegen die Wand“ (2004). Für ihre Darstellungen erhielt sie zweimal den Deutschen Filmpreis und wurde 2010 beim Tribeca Filmfestival als beste Schauspielerin ausgezeichnet.



LICHT AN

Folge 17

SIBEL KEKILLI

Kontaktbeschränkung,
die Welt hat geschlossen,
und das im Dezember.
Wie kommen wir ans Licht?
Geschichten aus dem Winter 2020.
Auch auf sz.de/lichtan.
FOTO: GEORG WENDT